

Frankfurter Allgemeine Archiv

Frankfurter Allgemeine Zeitung, 23.11.2011, Nr. 273, S. N4

Das Buch macht die Musik

Eine hinreißende Ausstellung der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel zeigt, was Schrift, Druck und Bild für die Welt der Töne bedeuten.

Musik auszustellen ist ein Wagnis. Musik lebt vom Moment ihres Erklingens. Gegenüber der Aura echter Stimmen und Instrumente bleibt jede Reproduktion schal, selbst auf einer CD, erst recht auf einer Partitur, die man nur lesen kann. Und Musik ist weitaus älter als ihre Notation. Erst seit etwa 1900 ist die Musikbranche dazu übergegangen, Musik möglichst präzise schriftlich zu fixieren. Davor wurde weit weniger notiert, als man hätte wissen können.

Die auf Textüberlieferung spezialisierte Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel sowie die auf innovative Klangpräsenz setzende Hochschule für Musik, Theater und Medien in Hannover haben sich nun zusammengetan, um das Mit- und Gegeneinander von Buch und Klang auszuloten. Susanne Rode-Breyman (Hannover) und Sven Limbeck (Wolfenbüttel) stellten sich die ebenso schlichte wie ergiebige Frage, wie die Musik als Notation ins Buch gelangt und wie sie als Klang wieder aus demselben herauskommt.

Während Isidor von Sevilla noch der Überzeugung war, dass man Klänge nicht aufschreiben könne und sie daher nur zu memorieren wären, begann man im Abendland im neunten Jahrhundert Musik aufzuschreiben. Damals bestand eine Kluft zwischen Praktikern und Theoretikern der Musik. Als Harmonielehre des Kosmos gehörte Musik mit Arithmetik, Geometrie und Astronomie zu den harten Wissenschaften des Quadriviums im System der Artes liberales. Boethius, der im Mittelalter intensiv rezipierte Musiktheoretiker der Spätantike, hat die Kunst des Musizierens nicht beherrschen müssen. Vielmehr spotteten in seinem Gefolge die Gelehrten über die "cantores", die - wie die Esel - zwar singen, nicht jedoch über das sprechen oder gar schreiben könnten, was sie tun.

Die Herzog August Bibliothek ist auch bei diesem Thema nicht auf Leihgaben angewiesen, haben doch insbesondere ihr Gründer, der bibliophile welfische Herzog August der Jüngere im 17. Jahrhundert, aber auch seine Nachfolger diese Büchersammlung in einer Universalität angelegt, die exzeptionell ist. Nukleus einer jeden Wolfenbütteler Ausstellung sind kostbarste Handschriften, die in einer abgedunkelten

Schatzkammer präsentiert werden. An ausgewählten Exponaten aus sieben Jahrhunderten zeigt die Ausstellung Stationen der musikalischen Notation im langen Mittelalter.

Die in Handschriften aufgezeichnete Musik war dabei nicht für die Praxis bestimmt. Ihre regelmäßige Nutzung hätte ihre Konservierung für spätere Generationen ausgeschlossen. In der Langzeitperspektive wird deutlich, dass die Notation immer komplexer wird. Zunächst reichte es aus, Punkte, Striche oder schlängelartige Figuren über Textpassagen zu notieren. Diese Zeichen oder Neumen signalisierten dem Sänger, ob er seine Stimme heben oder senken sollte.

Mit Gott auf einer Notenlinie

Sprechen und Singen bildeten damals noch eine Einheit. Künftig sollte sich in der Notation die Musik immer deutlicher vom Text emanzipieren, so dass sie am Ende selbständig bestehen konnte. Schon im 12. Jahrhundert waren die Neumen zugunsten quadratischer, in ein Liniensystem eingepasster Noten zurückgetreten.

Den Übergang zur modernen Notation markiert das Wolfenbütteler Chansonier aus dem 15. Jahrhundert, das ein polyphones Repertoire weltlicher Lieder umfasst. Hier wird bereits die Mensuralnotation praktiziert, das heißt jedem Ton wird ein eigenes Zeichen gegeben, die Tonhöhe und Tondauer signalisiert. Barock und Klassik vollzogen endgültig die Trennung: während die Partitur die Musik speicherte, gestattete das Libretto den erinnernden Nachvollzug des Geschehens. Die Partitur ist das Medium, wodurch die Musiker die Idee des Komponisten umsetzen können. Dabei fällt auf, wie unvollständig sich notierte Anweisungen zum Musizieren vor allem im Musiktheater des 17. Jahrhunderts gestalten konnten. Der Komponist, der meist auch Dirigent war, konnte sicher sein, dass Sänger und Instrumentalisten seine Idee während der Aufführung improvisierend so ergänzen würden, wie er es beabsichtigte.

Der Medienwechsel zum Druck war in der Musik nie so durchgreifend wie bei der Buchstabenschrift. Zwar wurden von Anfang auch Noten gedruckt, mitunter in komplexen Druckverfahren, aber bis ins 20. Jahrhundert blieb stets auch das handschriftliche Abschreiben Usus. Beim Notendruck wurden oft nur bestimmte Teile vervielfältigt, der Rest musste nachgezeichnet werden, entweder die Linien oder die Noten. Notenbücher stellten somit meist ein Hybrid aus Druck- und Handschrift dar.

Vor allem wurden sie benutzt, wovon zahlreiche Gebrauchsspuren zeugen. Fertig waren sie nie, oft schrieb man etwas hinzu, mal klebte man kleine Bilder hinein. Die Ausstellung kann zeigen, wie weit das Spektrum der Formate bei Musikbüchern gespannt war, vom

nur wenige Zentimeter hohen Miniaturbuch mit geistlichen Liedern Luthers bis zum Folio sprengenden Chorbuch, aus dem ein ganzes musikalisches Ensemble den Notentext entziffern konnte.

Ein Schwerpunkt der Ausstellung besteht in der ikonographischen Dimension der Musik. So manche kalligrammatische Figur, wie ein Schachbrett, auf dessen weißen und schwarzen Feldern Notenfragmente zu sehen sind, ist bis heute nicht entschlüsselt. Bei Bildmotetten hat man einen differenzierten Bildtyp vor sich, der zugleich den Beginn des Notenstichs markiert.

Auf einem Beispiel ist die himmlische Liturgie in der oberen Bildhälfte dargestellt, in der unteren David als Harfenist, entsprechend der Bibelstelle, nach der David seinen Vater Saul durch Harfenklang beruhigen konnte. Darin integriert sind Notenblätter mit deutlich lesbarer Notation eines Musikstücks von Orlando di Lasso, eine Meisterleistung frühneuzeitlicher Druckgraphik. Ein Kupferstich aus dem 17. Jahrhundert zeigt die Stigmatisierung des heiligen Franziskus von Assisi als Notenbild, indem dessen Wundmale durch Notenlinien mit Gott verbunden sind. Die Noten bringen einen von Abraham Mengerle komponierten Kanon zum Ausdruck. Christus singt den Heiligen an und Franziskus antwortet singend zurück. Der Stich setzt die Musik als Medium der Transzendenz ins Bild.

Bildersturm ja, Notensturm nicht

Wenn auch so mancher Kirchenvater, wie Augustinus, der Schönheit der musikalischen Töne im Gottesdienst nicht viel abgewinnen konnte und sie als Ablenkungsmanöver monierte, drängt sich die Frage auf, warum es im Bedürfnis, das Göttliche zu repräsentieren, keinen ernsthaften Musikstreit, aber religiös-motivierte Ikonoklasmen gegeben hat. Wie das Bild ist zwar auch die Musik sinnlich wahrnehmbar, aber nur im flüchtig-ätherischen Moment der Aufführung rezipierbar, was eine direkte Brücke zur Transzendenz zu gewähren schien. Ganz anders verhält sich das Bild, das unabhängig von der Darstellung Ding bleiben muss und an dem sich daher leicht fetischisierte Praktiken entzünden können.

So beziehungsreich die musikgeschichtlichen Bezüge der Exponate in der Ausstellung auch sind, Musik ist erst dann sie selbst, wenn sie den Augenblick füllt. Das ist den Ausstellungsmachern durchaus bewusst. Daher wird eine Trouvaille aus der bibliothekarischen Musiksammlung, die Wolfenbütteler Marienklage und das Osterspiel aus dem 15. Jahrhundert, nicht nur als aufgeschlagenes Buch in der Vitrine gezeigt, sondern realiter Anfang Februar in der Wolfenbütteler Marienkirche von einem Chorensemble zu Gehör gebracht.

Zur Ausstellung gehört auch eine eigens eingespielte CD mit so unbekanntem wie hörenswerthen italienischen und deutschen Chorwerken aus dem 17. Jahrhundert. Subtile Klangexperimente, wie die im rhythmisierten Crescendo vorgetragene letzten Zeilen des "Vater unser" in der Komposition von Andreas Hammerschmidt mag man auf der Partitur in zahlreichen Einzelheiten analytisch zur Kenntnis nehmen, ästhetisch zur Geltung kann das musikalische Potential erst dann kommen, wenn es erklingt.

STEFAN LAUBE

Die Ausstellung verklingend und ewig - Tausend Jahre Musikgedächtnis 800-1800 der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel kann noch bis Ende Februar 2012 besichtigt werden. Der von Susanne Rode-Breymann und Sven Limbeck herausgegebene Katalog kostet 20 Euro , mit CD 30 Euro.

Alle Rechte vorbehalten © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main
Vervielfältigungs- und Nutzungsrechte für F.A.Z.-Inhalte erwerben Sie auf www.faz-rechte.de